



Vasyl Bunelyk

Soldaten des ‚kleinen Kriegs‘

**Erinnerungen eines ehemaligen Häftlings
der faschistischen Todeslager**

Vasyl Bunelyk

Soldaten des ,kleinen Kriegs‘

Erinnerungen eines ehemaligen Häftlings
der faschistischen Todeslager

(Literarische Bearbeitung P. Šapovalenko)

Zitiervorschlag:

Vasyl Bunelyk: Soldaten des ‚kleinen Kriegs‘. Erinnerungen eines ehemaligen Häftlings der faschistischen Todeslager Wien 2022, [Seite].

Mauthausen-Erinnerungen
Schriftenreihe der KZ-Gedenkstätte Mauthausen
Band 6

Herausgeberin

KZ-Gedenkstätte Mauthausen

Mitherausgeber*innen der Schriftenreihe

Christian Dürr, Elisa Frei, Gregor Holzinger, Katharina Kniefacz, Andreas Kranebitter, Ralf Lechner

Übersetzung

Harald Fleischmann

Redaktion und Lektorat

Elisa Frei

Korrektorat

Elisa Frei, Gregor Holzinger

Grafisches Konzept des Covers

Peter Sachartschenko

Titelbild

Gemälde des Porträts von Vasyl Bunelyk (Künstler: Mic Chambers).

Weitere Illustration: Porträt von Vasyl Bunelyk, aufgenommen am 15.11.1958 in Lviv.

Quelle: Leslie Thompson (S. 16).

Satz

Peter Sachartschenko

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages oder der Autoren/Autorinnen reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2022 by new academic press, Wien

www.newacademicpress.at

ISBN: 978-3-7003-2291-7

Druck: PrimeRate, Budapest

Inhalt

Editorische Vorbemerkung	7
Vasyl Bunelyk Soldaten des ‚kleinen Kriegs‘ Erinnerungen eines ehemaligen Häftlings der faschistischen Todeslager	13
Anstelle eines Vorworts	14
Vom Autor	17
Überfall	19
Weg nach Unbekannt.	25
Mauthausen	99
Der Freiheit entgegen	146
Nachwort von Matthias Kaltenbrunner.	207
Anhang	229
Personenverzeichnis	229
Ortsverzeichnis	231

Editorische Vorbemerkung

Vasyl Bunelyks Bericht ist jenen Menschen gewidmet, die, so wie er, den vermeintlichen Kampf gegen das nationalsozialistische Regime aus der Gefangenschaft führen mussten: den *Soldaten des ‚kleinen Kriegs‘*.

Vasyl Radionovyč Bunelyk, geboren 1903 in der Ostukraine, Lehrer und Mitglied der Kommunistischen Partei, war als Direktor der Pädagogischen Lehranstalt von Verchnja Chortytsja in der Nähe von Saporischschja tätig, ehe er, wie viele andere auch, vor dem Hintergrund des Hitler-Stalin-Pakts zur Sowjetisierung der nun in die Sowjetunion eingegliederten polnischen und westukrainischen Gebiete nach Lviv (deutsch: Lemberg) geschickt wurde, um dieser Aufgabe nachzukommen. Nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in Lviv im Juni 1941 floh er mit seiner Familie nach Kyjiv, wo er versucht haben soll, Kontakt zu Partisanen herzustellen. Bei einer nächtlichen Razzia wurde Bunelyk mit der Begründung verhaftet, er sei in Kyjiv nicht gemeldet gewesen.

An dieser Stelle beginnt Bunelyks Deportationsweg, der ihn von Kyjiv aus nach Wrocław (deutsch: Breslau) führte, wo er u. a. in den Ardeltwerken Zwangsarbeit leisten musste. Während dieser Tätigkeit wurde er von der Staatspolizei Breslau neuerlich verhaftet und im April 1943 als „Russischer Zivilarbeiter“ nach Mauthausen deportiert.¹ Nach etwas mehr als neun Monaten wurde Bunelyk mit dem ersten Transport im Februar 1944 mit 200 anderen KZ-Häftlingen in das neu errichtete Außenlager Leibnitz bei Aflenz in der heutigen Steiermark überstellt², wo er für den Stollenbau zur Verlagerung der Produktion der Steyr-Daimler-Puch AG als Zwangsarbeiter eingesetzt wurde. Im April 1944 gelang ihm die Flucht.³

Bunelyks Bericht wurde für diese Edition weitgehend aus der ukrainischen Ausgabe übersetzt, die unter dem Titel *Soldaty ‚maloji vijny‘* erstmals im Jahr 1966 in Lviv publiziert worden war. Nach seiner Flucht berichtet Bunelyk noch cursorisch seinen Weg als Entflohener in Richtung Ungarn, wo er die Einnahme des ungarischen Beleds durch die Rote Armee erlebte. Das Buch in

1 Vgl. Häftlings-Personal-Karte Mauthausen von Vasyl Bunelyk (geschrieben „Wasili Bunelik“), ITS Digital Archive, Arolsen Archives, 1.1.26.3/1381714.

2 Vgl. „Veränderungsmeldung für den 8. Februar 1944“, 8.2.1944, KZ Gedenkstätte | Mauthausen Memorial (fortan MM), Y44b.

3 Vgl. Veränderungsmeldung betreffend die „Flucht bezw. die Wiederergr. von Häftlingen“, 9.5.1944, MM, 2/2/7/2/V13/4641; zum Außenlager Leibnitz siehe Bertrand Perz: Lenzing. In: Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Band 4: Flossenbürg, Mauthausen, Ravensbrück. München 2006.

ukrainischer Sprache wurde der KZ-Gedenkstätte Mauthausen vom Enkelsohn des Überlebenden, Leslie Thompson, als digitale Kopie übergeben. Zusätzlich erhielt die Gedenkstätte ein Typoskript, das von Bunelyk vermutlich zwei Jahre nach der Ersterscheinung seines Berichts auf Russisch verfasst wurde.

Dieses Typoskript setzt später an – es beginnt kurz nach Bunelyks Deportation nach Mauthausen. Die Passagen bis zu seiner Flucht sind weitgehend deckungsgleich, mit wenigen Ausnahmen, die im Text durch Fußnoten gekennzeichnet sind. Es bietet aber eine detailreichere Beschreibung von Bunelyks Fluchtweg nach Ungarn. Hier erfahren die Leser*innen von zwei weiteren Verhaftungen und einer neuerlichen Flucht, ehe er – so wie auch in der ukrainischen Fassung – die ersten sowjetischen Panzer in Beled erblickt und sie mit den Worten „*Kameraden! Brüder! Befreier!*“⁴ begrüßt.

Das russische Typoskript entstand vermutlich 1968 bei einem Besuch Bunelyks bei seiner Tochter Olga Thompson in London. Sein Schwiegersohn hatte Interesse daran gezeigt, das Buch ins Englische zu übersetzen, beherrschte aber die ukrainische Sprache nicht. Daher übersetzte Bunelyk Teile des ukrainischen Buches ins Russische und ergänzte seinen Bericht um die Episoden nach seiner Flucht aus dem Außenlager des KZ-Komplexes Mauthausen.⁵

Beide Texte, das ukrainische Original sowie das russische Typoskript, wurden für diese nun erstmals auf Deutsch vorliegende Ausgabe von Harald Fleischmann übersetzt und zu einer Erzählung zusammengefügt. Um den Leser*innen eine Differenzierung der beiden Texte zu erleichtern, wurden beide Texte mit unterschiedlicher Schriftgröße abgedruckt – die Textteile aus dem russischen Typoskript sind kleiner gesetzt.

Im Text ist anhand einer Fußnote gekennzeichnet, an welcher Stelle das russische Typoskript einsetzt, wodurch jene Teile identifiziert werden können, die nahezu ident sind. Erst mit der Abweichung vom ukrainischen Original wurden ganze Textpassagen aus dem Russischen eingefügt. Bei Überschneidung wurde dennoch die Übersetzung aus der ukrainischen Fassung abgedruckt, um die Priorisierung der Erstpublikation zu wahren. Diese Textpassagen aus dem ukrainischen Original wurden vom Übersetzer als „Fragmente“ gekennzeichnet.

4 In diesem Buch S. 206.

5 Ein Exzerpt der Übersetzung aus dem Russischen ins Englische ist unter folgendem Link zu finden: <https://bunelik.wixsite.com/bunelik/books> (abgerufen am 31.10.2022). Übersetzt wurde der Text von Bunelyks Schwiegersohn Albert Thompson sowie von seinem Enkelsohn Leslie Thompson.

Einige Spezifika, die sich u. a. durch das Zusammenfügen der beiden Texte ergeben, sind außerdem hervorzuheben: Personen- und Ortsnamen, die jeweils in einem Register am Ende des Bandes nachzuschlagen sind, wurden aus der jeweiligen Ausgangssprache übersetzt. Das bedeutet, dass es zu Abweichungen in der Schreibweise kommt, je nachdem, ob der Name aus dem Ukrainischen oder Russischen übersetzt wurde: So wird „Vasyl Bunelyk“ im russischen Teil „Vasilij Bunelik“ geschrieben. In diesem Kontext muss betont werden, dass nicht eindeutig zu klären ist, welche Schreibweise der Autor selbst bevorzugt hätte. Wie allerdings der Historiker Matthias Kaltenbrunner in dem für diesen Band verfassten Nachwort erläutert, *„identifiziert sich [Bunelyk] selbst im Buch kein einziges Mal als Ukrainer und auch andere nehmen ihn nicht als solchen wahr.“*⁶ Lediglich an einer Stelle weist Bunelyk darauf hin, dass sein *„Zuhause [...] in der Ukraine“*⁷ ist. Die ukrainische Schreibweise des Autors auch im Titel des Buches steht demnach in keinem Zusammenhang mit der Selbstidentifikation Bunelyks als Ukrainer, sondern resultiert aus der Tatsache, dass die ukrainische Publikation die Grundlage dieser Ausgabe bildet.

Die für deutschsprachige Leser*innen vielleicht ungewohnte Schreibweise der heutigen Hauptstadt der Ukraine – „Kyjiv“ statt „Kiew“ – wurde aus ähnlichen Gründen gewählt. Bei der eher verbreiteten Verwendung der letztgenannten Variante in deutschsprachigen Medien handelt es sich allerdings um die russische Transkription (Sprach- und Sprechweise) der ukrainischen Stadt, was in bestimmten Kontexten als Fortwirken der russischen Vorherrschaft über die Ukraine bzw. sogar als pro-russische Haltung identifiziert wird.⁸ Da die Stadt nur im ukrainischen Original genannt wird und aus dem Ukrainischen ins Deutsche übersetzt wurde, fiel die Wahl des Übersetzers auf „Kyjiv“.

Begriffe und Sätze, die im jeweiligen Ausgangstext (jenem Text, der zur Übersetzung herangezogen wurde) in einer anderen Sprache als Ukrainisch bzw. Russisch geschrieben worden sind, wurden vom Übersetzer kursiv gestellt. Dabei handelt es sich hauptsächlich um deutsche, aber vereinzelt auch um slowenische, polnische und ungarische Wörter. Im Unterschied zur ukrainischen Veröffentlichung hat Bunelyk im russischen Typoskript Äußerungen

6 Nachwort von Matthias Kaltenbrunner in diesem Buch: S. 225.

7 In diesem Buch S. 81.

8 Vgl. dazu Roman Goncharenko: Kyjiv statt Kiew. In: Deutschlandfunk, 24.8.2011, <https://www.deutschlandfunk.de/kyjiv-statt-kiew-100.html> (abgerufen am 31.10.2022).

von Deutsch sprechenden Personen häufig erst auf Russisch und dann, in Klammer und zwischen Querstrichen (/.../), auf Deutsch wiedergegeben. Daher ist in jenen Teilen der Übersetzung, die auf dem russischen Text basieren, zunächst die Originalsprache abgedruckt und dahinter die deutsche Übersetzung in Klammer.

Eine weitere Besonderheit dieses Textes ist die Verwendung von einfachen (·) und doppelten („“) Anführungszeichen. Zusätzlich zur direkten Rede arbeitete der Autor mit Hervorhebungen, wie schon anhand des Titels ersichtlich wird. Im Original ist die direkte Rede durch Gedankenstriche gekennzeichnet, alle anderen Hervorhebungen hingegen durch sogenannte Guillemets oder Spitzzeichen («»). Der Übersetzer der beiden Texte nahm hingegen eine Differenzierung hinsichtlich der unterschiedlichen Hervorhebungen vor: Direkte Rede und Wörter, die aller Wahrscheinlichkeit nach als Zitate gemeint sind, werden mit doppelten Anführungszeichen gekennzeichnet. Einfache Anführungszeichen werden zum einen bei Zitaten oder anderen Hervorhebungen innerhalb bereits durch doppelte Anführungszeichen gekennzeichnete direkter Rede verwendet und zum anderen, wenn die Markierung der Distanzierung vom eigentlichen Begriff dient, wie z. B. um auf Tätersprache aufmerksam zu machen. Anhand eines Beispiels aus dem Fließtext wird die Unterscheidung zwischen einfachen und doppelten Anführungszeichen ersichtlich. Bunelyk beschreibt hier den Umgang der Deutschen mit jenen Menschen, die von ihnen nach Wrocław verschleppt wurden:

„Noch war mir nicht klar, was eigentlich los war, als schon ein hoch aufgeschossener, hagerer Deutscher in den Waggon sprang, in der Hand eine Peitsche.

„Los! Raus! Los! Raus!“, brüllte er, während er die Peitsche wahllos niedersausen ließ.

„Was soll die Herumbellerei?“, spuckte Kiseljov aus.

Auf dem Bahnsteig bemerkte ich, dass es bei den anderen Waggonen nicht anders war. Die durch Peitschen und Knüppel ‚aufgemunterten‘, erschöpften und hungrigen Menschen sprangen aus den Waggonen und reihten sich rasch hinter ihren Vorderleuten ein. Angesichts dieser unkomplizierten, aber ‚sensiblen‘ Methode erfassten wir im Handumdrehen die Bedeutung des Wortes „raus“, und wir stellten uns, drei und drei, in Reih und Glied auf.“⁹

9 In diesem Buch S. 26; die Wörter „los“ und „raus“ sind im Original auf Deutsch geschrieben und im Fließtext daher kursiv gestellt.

Zwei Wörter wurden hier durch einfache Anführungszeichen gekennzeichnet und sind als Art ironische Distanzierung von der Behandlung der Deutschen gegenüber den Gefangenen zu betrachten. Die Menschen wurden durch die Knüppel weder „aufgemuntert“ noch handelte es sich um eine „sensible“ Methode. Bei dem Begriff „raus“ handelt es sich hingegen um ein Zitat, das nicht in die direkte Rede eingebunden ist – aus dem Kontext geht allerdings eindeutig hervor, dass es sich um ein solches handelt.

Teilweise gibt es Grenzfälle, bei denen nicht eindeutig ersichtlich ist, ob es sich um ein Zitat oder eine Abgrenzung durch den Autor handelt. Hier haben wir uns dazu entschieden, einfache Anführungszeichen zu verwenden, um einer potenziellen Distanzierung des Autors zur Tätersprache den Vorzug zu geben, wie hier:

„Wenn ein Bauer einen Gefangenen aufgenommen hatte, dann sah er in ihm seinen einzigen Beschützer vor den ‚Barbaren‘, wie unsere Kämpfer von der faschistischen Propaganda mit dem affenähnlichen Goebbels an ihrer Spitze genannt wurden.“¹⁰

Mit den „Barbaren“ sind die herannahenden sowjetischen Soldaten gemeint, die innerhalb der nationalsozialistischen Propaganda als solche bezeichnet wurden – d. h. es handelt sich sowohl um ein Zitat als auch um Tätersprache.

Neben diesen formalen, einleitenden Worten ist ein wesentlicher inhaltlicher Aspekt dieses Textes bislang nur angedeutet worden: Bunelyks Bericht ist durchzogen von sowjetischen Narrativen. Widerstandstätigkeiten in den unterschiedlichen NS-Haftstätten werden stark überzeichnet und beinahe alle Gefangene aus der Sowjetunion scheinen sich dem nationalsozialistischen System – zumindest im Kleinen – zu widersetzen. Um diese Narrative aufzubrechen und zu analysieren, kontextualisiert der Historiker Matthias Kaltenbrunner Bunelyks Erinnerungen als Zeitdokument vor dem Hintergrund der Situation von KZ-Überlebenden in der Sowjetunion. Daraus lässt sich schließen, dass sich manche Begebenheiten in Bunelyks Werk mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht so zugetragen haben, wie sie hier niedergeschrieben sind, oder zumindest ausgeschmückt worden sind: So differiert die Zahl der KZ-Häftlinge, die sich auf dem ersten Transport in das Außenlager Leibnitz befanden, von jener der offiziellen Transportliste um fast 1.000 Personen¹¹ und auch

10 In diesem Buch S. 202.

11 Vgl. in diesem Buch S. 139; Veränderungsmeldung betreffend die „Flucht bzw. die Wiederergr. von Häftlingen“, 9.5.1944, MM, 2/2/7/2/V13/4641.

beschriebene Szenen wie jene der Hinrichtung von ehemaligen Mitgliedern der österreichischen Regierung am Appellplatz in Mauthausen sind historisch nicht nachweisbar. Belegt ist allerdings, dass Bunelyk etwas gelang, das nur wenigen anderen glückte: die Flucht aus einem Konzentrationslager. Was genau Bunelyk nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges erlebte, ist ungewiss. Seine Angehörigen berichten, er sei nach dem Krieg in die Sowjetunion zurückgekehrt, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1963 als Lehrer in der Nähe von Lviv tätig war. Im Jahr 1990 verließ er Lviv und zog zu seiner Tochter Olga nach London. Bunelyk starb im Jahr 1992 und wurde am *Manor Park Cemetery* in London bestattet.¹²

In Anbetracht des russischen Überfalls auf die Ukraine im Februar 2022 ist es uns ein besonderes Anliegen, Bunelyks Bericht als 6. Band der Schriftenreihe *Mauthausen-Erinnerungen* trotz darin vorkommender sowjetischer Rhetorik zu publizieren und den Leser*innen dadurch zu ermöglichen, sich mit den Erinnerungen von Überlebenden aus unterschiedlichen nationalen, politischen oder sozialen Perspektiven kritisch auseinanderzusetzen. Daher möchten wir allen Personen und Institutionen danken, die an dieser komplexen Edition mitgewirkt haben: Für die Übersetzung der Texte aus ukrainischer und russischer Sprache ins Deutsche danken wir Harald Fleischmann, der auch auf wichtige inhaltliche Aspekte hinwies, sowie Reinhard Otto und Regina Fritz für ihre Hinweise zu den anderen NS-Haftstätten, in denen Bunelyk inhaftiert war. Für die gute verlegerische Zusammenarbeit danken wir Harald Knill und Peter Sachartschenko und auch allen Kolleg*innen, die diese Publikation auf unterschiedliche Weise unterstützt haben – allen voran Gregor Holzinger für die gründliche Durchsicht des Manuskripts sowie Matthias Kaltenbrunner für das Verfassen des Nachworts. Danke auch an Mic Chambers, der uns sein Gemälde von Vasyl Bunelyk für das Cover zur Verfügung stellte. Ein besonderer Dank gilt Leslie Thompson, der uns die beiden Texte seines Großvaters zur Übersetzung ins Deutsche übergab, ebenso wie das auf Seite 16 abgedruckte Porträtfoto, und uns außerdem bei Fragen stets zur Seite stand.

Elisa Frei

Forschungsstelle der KZ-Gedenkstätte Mauthausen | Mauthausen Memorial

¹² Vgl. u.a. <https://bunelik.wixsite.com/bunelik/bio> (abgerufen am 31.10.2022).

Vasyl Bunelyk

Soldaten des ‚kleinen Kriegs‘

**Erinnerungen eines ehemaligen Häftlings
der faschistischen Todeslager**

(Literarische Bearbeitung P. Šapovalenko)

Anstelle eines Vorworts

Es ist noch nicht lange her, dass ich im ehemaligen Lager Mauthausen den Mann wieder getroffen habe, der in den Jahren des Widerstands gegen den Faschismus im Internationalen Komitee die allergrößte, erprobteste und dabei zur kollektiven Vernichtung bestimmte Gruppe, nämlich die Häftlinge aus der Sowjetunion, vertreten hat. Ich spreche von meinem Freund Valentin Sacharov. Er wurde von der jungen Ärztin Tatjana Karbyševa begleitet, Tochter des ruhmreichen Generals Karbyšev, dessen Name als Symbol für die vielen Märtyrer der ‚Letzten Festung‘ unvergessen bleibt.

Unweigerlich leben da die Erinnerungen an die Jahre des gemeinsamen Kampfes gegen die Hitlerbarbarei auf.

An jenem Tag, dem 15. Mai 1960, kehrten meine Gedanken wieder zu meinen ersten sowjetischen Freunden im Lager zurück, und ganz besonders zu Vasyl Bunelyk.

... Es war im März 1943, in Block Nr. 9. Von der Gestapo zu einem langsamen Tod verurteilt und nach Mauthausen geschickt, um dort zu sterben, wurde ich von der SS ‚in Empfang genommen‘. Mir fehlte sogar die Kraft, auf die Pritsche zu klettern, die mir der Blockälteste zugewiesen hatte. Und da streckte sich mir, dem ‚alten‘ Franzosen, eine Hand entgegen, und zwischen den Kameraden im Unglück entspann sich ein kurzes Gespräch.

Unsere Sprache: ein paar russische Brocken, die ich während meiner Vorkriegsreisen nach Moskau gelernt hatte, im Wesentlichen aber die internationale Sprache der Kommunisten:

„Wer bist du?“

„Franzose, Anführer der Freischärler und Partisanen in Südwestfrankreich, Octave Rabaté.“

„Und ich bin Bunelyk, und der neben mir ist Korolevyč. Auch wir sind Kommunisten, haben wie du für die Freiheit gekämpft.“

So war das, als ich Vasyl kennenlernte. Keine Zeit kann ausradieren, was wir erleben mussten. Und Vasyl Bunelyk hat seinen Kampf auch nach der Zeit in Mauthausen fortgesetzt.

Ich kann nicht umhin, von der Rolle zu sprechen, die die sowjetischen Häftlinge bei der Organisation der internationalen Solidarität gespielt haben, vor allem, weil ich diese Zeilen in Paris schreibe, von wo aus ich unseren gemeinsamen Kampf für die französisch-sowjetische Freundschaft führe.

Mauthausen wurde nicht umsonst ‚Russenslager‘ genannt. Allein bei der Errichtung des Lagers sind sechstausend Sowjetbürger ums Leben gekommen. Und wie viele der von der SS als ‚Politische‘ bezeichneten Häftlinge aus Block Nr. 15 wohl erschossen wurden!?

In Block Nr. 20 spielte sich 1945 ein Drama ab, als in einer Nacht 700 Mann ausbrachen. Die zum Tod durch Hunger, grausame Folter und Sklavenarbeit verurteilten Häftlinge töteten Wachleute und schafften es, sogar den unter Hochspannung stehenden Stacheldraht zu überwinden. Fast alle wurden wieder gefasst und grausam ermordet.

Ewiger Ruhm denen, deren Qualen den anderen die Möglichkeit gegeben haben, sich wieder in den Kampf einzureihen!

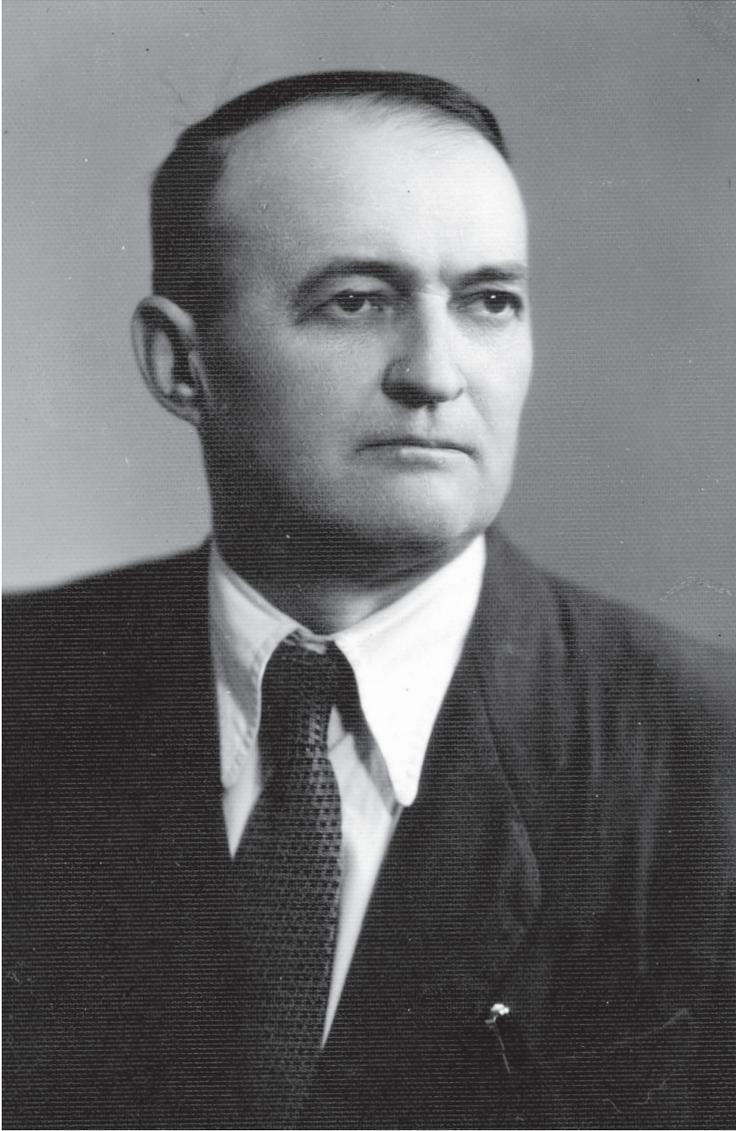
Diese meine ersten Freunde – Vasył Bunelyk und Valentin Sacharov – haben nie und unter keinen Umständen ihre Überzeugung aufgegeben, dass der Faschismus letztendlich besiegt wird. Sie haben gemeinsam mit anderen, die wie sie durch die Schule Lenins gegangen sind, es verstanden, sowohl den Kampf als auch die internationale Solidarität zu organisieren. Das französische Volk wird es ihnen nicht vergessen!

Das ganze progressive Frankreich steht in den Reihen der Kämpfer für den Frieden und das Wohl der Menschheit. Selbstverständlich haben die französischen Werktätigen noch einen schweren und langen Weg bis zu ihrer Befreiung vor sich.

Über die Schlacht gegen den Faschismus wurde viel geschrieben. Und noch mehr wird noch geschrieben werden. Das kann gar nicht anders sein. Nie werden Worte ausreichen, um die ganze Bestialität des Faschismus zu zeigen, und nie wird die Palette der Farben ausreichen, um den heldenhaften Kampf aller ehrlichen Menschen gegen die faschistische Barbarei nachzuzeichnen.

Paris, am 14. Juni 1960 Octave Rabaté*

* *Octave Rabaté: ehemaliger Häftling Nr. 25.652 in Mauthausen, Vertreter Frankreichs im Internationalen Komitee im Untergrund, Redakteur der Zeitung „Humanité“. Verstarb am 9. Juli 1964.*



Porträt von Vasyl Bunelyk, aufgenommen am 15.11.1958 in Lviv.
Quelle: Leslie Thompson.

Vom Autor

Ich sitze neben dem sperrangelweit offenen Fenster, um mein Gesicht den zärtlichen Sonnenstrahlen entgegenzustrecken, und warte, dass ich an die Reihe komme. Heute ist ein großer Tag. In ein paar Minuten wird man ein offizielles Gespräch mit mir führen, ja und dann ...

Ich grüße dich, du meine Heimat, mein teures Vaterland! Der Häftling zweier Todeslager, des Leibnitzer Stollens, des Marburger Gefängnisses, kehrt in deine Arme zurück. Verurteile mich nicht! Mein Gewissen ist rein, meine Liebe zu dir grenzenlos.

Reine Freude sollte ich heute fühlen – aber nein! Ein schwerer Gedanke drückt mich: „Wo seid ihr, meine Freunde, meine Brüder im Kampf? Seid ihr am Leben? Wohl kaum.“ Nicht umsonst machten die faschistischen Schergen in Mauthausen ihre Späße: „Für Häftlinge gibt es von hier nur einen Ausgang in die Freiheit, und zwar durch den Kamin des Krematoriums.“

Je mehr ich an meine Kameraden denke, desto mehr beunruhigt mich der Gedanke, ob es vielleicht nur mir allein zufällig geglückt ist, dieser Hölle zu entinnen, während alle meine Freunde ums Leben gekommen sind?

An meine Angehörigen wage ich nicht einmal zu denken, das Allerschlimmste will ich nicht einmal als Möglichkeit ins Auge fassen.

... Bald sollte ich tatsächlich in die Heimat zurückkehren und meine Familie wiederfinden. Noch am ersten Tag spürte ich den unwiderstehlichen Wunsch, das Erlebte mit den mir nahestehenden Menschen zu teilen, wenigstens einzelne Episoden meines ‚ausländischen‘ Lebens zu berichten. Zu Beginn lief alles klaglos, man hörte mir mit stockendem Atem zu. Als ich aber unvorsichtigerweise fallen ließ, dass ich in Mauthausen 38 Kilogramm wog, unterbrach mich meine Frau murrend:

„Schon gut, so zu übertreiben brauchst du nun aber auch wieder nicht!“ Ich verstummte, und lange Zeit hörte niemand mehr auch nur ein Wort von meinen ‚ausländischen Abenteuern‘. Da begann ich, um den Schmerz in meinem Herzen zu besänftigen, in freien Momenten das Gesehene und Erlebte auf Papier zu bringen. Nach Maßgabe meiner Möglichkeiten wollte ich das bestialische Wesen des Faschismus zeigen, den Horror des blutigen kriegerischen Schlachtens, der so unerwartet über das friedliche Sowjetvolk gekommen war.

In diesem Bericht gibt es keine einzige erfundene Episode, kein einziges ausgedachtes Ereignis. Ich habe nur die Wahrheit geschrieben. Im Gedenken an die gefallenen Soldaten des ‚kleinen Kriegs‘, in tiefem Respekt vor den Helden, die in ihrer leidenschaftlichen Liebe zur Heimat nicht nur für sich selbst in diesem ungleichen Duell bestanden haben, sondern auch Hunderten, ja Tausenden anderen das Leben gerettet haben.

Überfall

In grimmigen Zeiten ...

Taras Ševčenko

Das still gewordene Lviv, das Unheil vorausahnend, fand keinen Schlaf. Vielleicht war es in jeder Familie wie bei uns, wo die Mutter die Augen zusammenkniff, damit ihr Kind, wenn es die Mutter ansah, einschlafen konnte, und das Kind, das die Unruhe der Eltern spürte, so tat, als schliefe es, damit auch die Mutter wenigstens für einen Moment einschlummern konnte.

Ich legte mich gar nicht hin. Zum x-ten Mal ging ich hinaus, hörte auf den nervösen Atem der Stadt (nirgendwo auch nur ein einziges Licht), ging in die Küche zurück, setzte mich möglichst lautlos hin und starrte durch die Fensterscheibe ins undurchdringliche Dunkel.

Endlich begann die Nacht sich zurückzuziehen. Wieder ging ich hinaus. Plötzlich, irgendwo vom Rande der Stadt her, ein metallenes Klirren. Noch ein paar Minuten, und ans Ohr drang der Lärm betrunkenener, abstoßender Stimmen, Abgehacktes von einem unbekanntem Lied.

Die verschreckten Menschen liefen aus ihren Wohnungen: die einen suchten Rettung im Keller, die anderen flüchteten irgendwo hin, Hauptsache fort, andere in Richtung des anbrechenden Tags, und wieder andere in ihre Gärten und Felder ...

Meine Frau, meine Tochter und meine Schwägerin hatten sich in einem Graben neben dem Platz versteckt. Ich blickte auf die Straße und traute meinen Augen nicht: Fünf Schlägertypen standen da, mit Nelken in der Hand, blau-gelben Bändern und Dreizack auf der Brust, und zwei weitere befestigten an den Litfaßsäulen Plakate mit „Heil Hitler und Stepan Bandera!“

„Woher die wohl kamen?“, fragte ich mich, und gab mir auch gleich die Antwort. Das war wohl, aus seinen Winkeln hervorgekrochen, das letzte Aufgebot von niederträchtigen Geldsäcken, Krämerseelen, Popen, Großbauern aus früherer Zeit – üble Typen jeglicher Sorte.

Neben einem der Motorräder stand ein ‚Dreizack‘. Kaum war der Hitlersoldat vor ihm aufgetaucht, zeigte er auf den Gebäudeflügel nebenan und ver-

deutlichte seine Geste mit dem eingelernten Satz: „*Hirr wonnt ain Frau, Mann ist Kommunist.*“¹

Entschlossen steuerte der Deutsche auf das Gartentor zu. Auf der anderen Seite des Flügels sprang eine junge Frau, ihr Kind im Arm, aus dem Fenster. Sie lief durch die Blumenbeete, musste aber vor einem hohen Bretterzaun stoppen. Unmöglich, darüber zu klettern. Das Kind mit dem einen Arm an sich gepresst, versuchte sie mit dem anderen, freien, ein Brett aus dem Zaun zu reißen. Sie schaffte es auch, aber das Krachen erregte die Aufmerksamkeit des Deutschen, der schon im Zimmer angelangt war. Durch das Fenster sah er die Frau, richtete blitzartig die Maschinenpistole auf sie und den Säugling:

„Halt!“

Der Schuss knallte. Die junge Mutter schrie nicht einmal auf, bevor sie tot niederfiel und ihren Säugling unter sich begrub.

Oft noch sollte ich später den Tod erleben, sehr oft, und mehr als einmal bedrohte er auch mich selbst schrecklich und kalt, aber nie mehr kam er so gänzlich unerwartet, so grundlos und grausam.

Als der Faschist, der seinen Lakaien großzügig hinter sich aufsetzen ließ, mit dem aufheulenden Motorrad hinter der Ecke verschwunden war, konnte ich mich nicht halten, ergriff einen großen Stein und schleuderte ihn mit aller Kraft in ihre Richtung, und dann begab ich mich auch in den Graben, wo meine Familie wartete. Als ich sie gefunden hatte, kommandierte ich mit einer Härte, die ich bislang an mir nie bemerkt hatte:

„Wir flüchten, wir warten keine Sekunde!“

Frau, Tochter und Schwägerin folgten mir schweigend. Wir verließen Lviv, nahmen die Ausfallsstraße nach Stryj, Richtung Mykolajiv. Meine Tochter wollte noch rasch Schuhe und Mantel aus der Wohnung holen, aber das verbot ich ihr kategorisch, weil ich wusste, dass dort schon die Hitlerleute am Werk waren.

Das Mädchen warf einen Blick auf ihre Sandalen und auf ihr Kleidchen, das nicht viel hermachte, und sagte dann plötzlich ganz vernünftig:

„So geht sich's leichter ... Bei der Hitze braucht man keinen Mantel.“

Meine Frau sagte traurig dazu:

1 Die Kursivschreibung im Text kennzeichnet Wörter oder Sätze, die von Bunelyk nicht in den Ausgangssprachen Ukrainisch oder Russisch verfasst wurden. Meist handelt es sich um deutsche, aber vereinzelt auch um slowenische, polnische oder ungarische Begriffe (in kyrillischer Schrift). Eigennamen werden nicht kursiv geschrieben (Anm. d. Übersetzers).

„Tochter, wir alle sind sommerlich angezogen. Ist doch schöner so – als wären wir gar nicht auf der Flucht.“

Wo die Stadt zu Ende war, gab es keine Deutschen, und wir beruhigten uns ein wenig. Hockten uns an den Straßenrand und dachten bitter: „Wohin?“ Immer wieder überholten uns Männer, einzeln, zu zweit, in Kleingruppen. Ohne uns zu beachten, redeten sie miteinander, und wir hörten gar nicht darauf. Eines fiel aber auf: Alle kamen aus der Stadt, in die Stadt hinein wollte keiner.

Auf dem letzten Haus, bevor man die Stadt verließ, hing über der windschiefen blauen Tür eines Ladens ein Fetzen: „Juden ist der Eintritt verboten! Polen sind unerwünscht! Tod den Russen! Ausrottung den Kommunisten und ihrer Brut!“

Offenbar hatte der beflissene Nationalist die ganze Nacht ‚geschuffet‘, um es den Okkupanten recht zu machen.

Wir flüchteten vor dem Tod, er war uns auf den Fersen. Vor einer Woche noch hatten wir nur davon lesen können, welch schreckliche Gefahr der Faschismus bedeutete, und heute bekamen wir sie am eigenen Leib zu spüren: Tod! Tod! Tod!

„Papa“, fragte mich meine Tochter, „wohin gehen wir? Und warum gehen wir nach Süden und nicht nach Osten?“

„Die zweite Frage, Tochter, ist leichter zu beantworten: Ehrliche Leute können jetzt nicht den direkten Weg nehmen. Auf die erste Frage aber ...“

Da fiel mir ein kurzes Gespräch zwei Tage davor ein. Am Gang sagte der Bezirksparteisekretär im Vorbeigehen zu mir:

„Junger Freund, ich versteh dich schon ... Die Familie evakuieren wir, und du bleibst da, gehst in den Untergrund. Aber es gibt immer wichtigere Dinge ...“

„Wann kann ich vorbeikommen?“

„Montag früh ...“

Ach, wenn man nur den Lauf der Dinge hätte vorhersehen können. Alles wäre anders gekommen. Es gab keinen Bezirksparteisekretär mehr. Vielleicht war er in den Untergrund gegangen, oder in der letzten Minute noch weggekommen, oder er lag auf dem Straßenpflaster mit durchlöcherter Kopf ... Heute war alles möglich, wo in Lwiv eine gepanzerte Räuberbande eingefallen war, das Blut von Menschen floss, die Bandera-Anhänger neben dem Rathaus vom „freien, geeinten, unteilbaren, allumfassenden und unabhängigen Mütterchen Ukraine“ grölten und hinter jeder Ecke und jedem Baum, der früher einmal den Städtern Erholung und Abkühlung verschaffte, der nackte Schrecken lauerte.

Der Weg lockt, der Weg ruft. Aber das gilt in guten, friedlichen Zeiten, wenn am Ende einer langen Reise eine schöne Begegnung steht, sich Erinnerungen ins Herz graben und Träume reale Gestalt gewinnen. So eine Reise ist ein Geheimnis, das sich nicht preisgibt, jeder Kilometer eröffnet einen neuen Horizont, bringt Schönes, unwiederholbar. Dieser Weg hier aber war anders, der Weg des Krieges. Er rief nicht, er verbreitete Schrecken, ihn entlang schritt der Tod.

... Den dritten Monat schlugen wir uns – hungrig, ausgelaugt und zerlumpt – nach Osten durch, wobei wir um die Dörfer einen Bogen machen. Wir betreten sie nur, um zu betteln, um ein Stück Brot oder Nadel und Faden zu finden.

Neben einem Eisenbahndamm machen wir Rast. Rechts die Ruinen eines kleinen Bahnhofs, links, soweit das Auge reicht, ein Ozean von ungeerntetem Weizen. Das Korn zu Boden gefallen, nur das Stroh ragt in die Luft. Auf der anderen Dammseite war, vielleicht vor gar nicht langer Zeit, von fürsorglicher Bahnwärterhand, die Losung angebracht worden: „Ruhm den Verteidigern des Vaterlands!“

Die Worte auf den vom Regen blankgespülten roten Ziegeln leuchteten. Der Wind wehte den Geruch von Verbranntem her: Vor uns lag ein niedergebranntes Dorf. Wie viele solcher Dörfer auf unserem weiten Weg noch lagen!?

Wir verließen die kleine Erhebung und gingen wieder unseres Wegs. Da kam uns ein alter Mann entgegen. Wortlos aneinander vorbeizugehen, wäre sonderbar gewesen, und so fragte ich ihn:

„Wie geht’s uns, Großvater?“

Die Antwort habe ich mir für immer gemerkt. Es war wohl die knappste und anschaulichste Erklärung der internationalen Lage.

„Wie es uns geht? Wie es unter Hitler halt geht: den Faschisten – *gut*, den Juden – *kaputt*, den Russen – der Strick, den Ukrainern – für die kommt’s erst später noch dick.“

„Wissen Sie“, warf ich ein, „seit Lviv, woher wir kommen, haben wir überall, egal wo, nichts als Ruinen, Asche und Tränen gesehen. Und Sie behaupten, für die Ukrainer kommt’s erst.“

Der Alte war sichtlich unzufrieden, es brach aus ihm heraus:

„Sage ich ja: Nicht zum Pflug, zu den Waffen greifen sollen die Leute, die noch am Leben sind. Die Heuschreckenplage, mein Sohn, kommt schnell, aber verschwinden wird sie noch schneller! Ich bin alt und werde es vielleicht nicht erleben, ihr Jungen aber werdet es sehen. Unser Volk wird kochen, schneller, als man sich vorstellen kann!“

Ich hätte den Mann abküssen mögen.

„Richtig, Großvater, die Faschisten werden hier nichts zu bestellen haben!“

„Meine Rede ... Bleibt gesund!“

Beeindruckt von diesem Glauben an die Menschen blieben uns minutenlang die Worte weg.

„Habt ihr gehört?“, fragte ich endlich.

„Ja.“

Diese Begegnung fand irgendwo im Grenzgebiet der Bezirke Winnyzja und Kyjiv statt.

In Kyjiv traf ich Naum Fedorovič Skljarenko. Auf seinem Küchentisch sah ich eine alte deutsche Zeitung oder ein Flugblatt liegen. Ich las ein paar Zeilen und übersetzte für Naum. Da die siegreiche Armee des Führers die Ukrainer vom Bolschewismus „befreit“ und damit „beglückt“ habe, hätten sie nun die Pflicht, im Schweiße ihres Angesichts zu arbeiten und die Früchte ihrer Arbeit abzuliefern: Getreide und Fleisch, Speck, Milch, Eier, Textilien (die Liste war lang) – kurz gesagt alles – zum Zweck der endgültigen Vernichtung der Bolschewiken.

Dazu meinte ich:

„Das bedeutet: Säe Getreide, schere die Schafe, kümmere dich ums Vieh, und gib den Deutschen Essen und Kleidung. Und sie danken es dir, indem sie – wenn sie es nicht schon getan haben – morgen deinen Sohn umbringen, der auf der anderen Seite der Front steht. Wahrhaft faschistisch, diese Logik!“

„Ach, mein Guter, könnte ich ihre Sprache so gut wie du, ich würde wie die Made im Speck leben“, sagte Skljarenko, halb im Ernst, halb im Spaß, und mit listigem Lächeln.

„Für wen hältst du mich denn?“

„Für einen ehrlichen, anständigen Menschen. Übrigens ist da noch so einer ...“

Er ging zur Tür ins Nebenzimmer und rief leise:

„Mychajlo, komm kurz her!“

In der Tür erschien ein mittelgroßer, blonder, angenehm wirkender Mann von etwa vierzig Jahren. In aller Ruhe kam er an unseren Tisch.

„Kiseljov Mychajlo Vasyljovyč.“

„Bunelyk Vasyl Rodionovyč.“ Ich drückte dem neuen Bekannten kräftig die Hand.

„Plaudert nur miteinander, ich organisiere uns Tee.“

Der Hausherr verschwand, und für ein paar Sekunden herrschte Schwei-

gen. Ich studierte Kiseljovs Gesicht, während er nach dem ersten Blick das Interesse an mir verloren zu haben schien. „Den Menschen habe ich schon gesehen. Nur, wo und wann?“ Fast konnte ich mir die Frage nicht verkneifen, da begann Mychajlo Vasylyovyč als erster das Gespräch:

„Dasitzen und die Hände in den Schoß legen ist ein Verbrechen! ... wir müssen handeln, andernfalls zerdrücken sie uns alle wie Läuse! ... mein Plan ist ...“

Ich war beeindruckt, hörte Kiseljov genau zu, und seine Worte waren in meinen Ohren Musik.

„Mychajlo Vasylyovyč“, nutzte ich eine Atempause, „ich stehe voll und ganz hinter Ihnen, aber ich wundere mich, wie Sie schon von der ersten Minute unserer Bekanntschaft an so offen mit mir sein können?“

Kiseljov ließ mich nicht ausreden.

„Erstens sind wir zu zweit, niemand kann meine Worte bei der Gestapo bezeugen. Zweitens kann ich nicht glauben, dass der Direktor der Pädagogischen Lehranstalt von Verchnja Chortytsja, das kommunistische Parteimitglied Bunelyk, von heute auf morgen ein anderer geworden ist. Und schließlich und drittens: Sind wir, Vasyly Rodionovyč, auf der Parteiversammlung in Saporischja nicht nebeneinandergesessen? Hatten wir nicht ein langes Gespräch in der Pause?“

„Ah, Sie sind Ingenieur und Konstrukteur?“, rief ich.

„Genau. Sie hat man bald darauf in die Westukraine geschickt, und ich bin nach Kyjiv zurück.“ Da umarmten wir uns wie alte Bekannte.

„Ich sehe, ihr versteht euch ...“, meinte Skljarenko lachend, als er Tee, Zucker und ein paar Stück Brot brachte.

Kiseljov, mein Altersgenosse und Parteimitglied seit 1922, legte seinen Plan dar, der genau zu meinem passte: Wir würden in abgelegene Dörfer gehen, angeblich auf Nahrungssuche, um dort Kontakt mit den Partisanen aufzunehmen.

Nachdem wir uns abgesprochen hatten, wie wir uns im Fall einer Verhaftung und von Verhören verhalten würden, verließen Kiseljov und ich in aller Frühe Kyjiv.²

2 Hier gibt es einen gewissen Widerspruch zum Beginn des nächsten Kapitels, wonach die Verhaftung in Kyjiv stattgefunden haben dürfte (Anm. d. Übersetzers).

Weg nach Unbekannt

Im Leben ist immer Platz für eine Heldentat.

Maksim Gorki

Spät in der Nacht gingen die Faschisten auf Razzia. Wildes Fluchen vor der Tür, und dann, drohend, der Befehl:

„Aufmachen!!!“

Mychajlo, der angezogen schlief, stürzte zum Fenster und sprang, als die Tür dem Druck nicht mehr standhielt, aus dem Fenster im ersten Stock. Unten warfen sich sofort mehrere Männer auf ihn.

Mich verhaftete man auch, und gut bewacht wurde ich zur Polizei gebracht. Uns alle, die wir nirgendwo in Kyjiv gemeldet waren, brachte man auf den Heuplatz, wo man uns in einer Schule in einem Raum einsperrte. Da saßen schon an die zwanzig Mann auf dem Boden. Licht gab es nicht, nur der Mond glänzte schwach, der mal hinter den Wolken hervorkam, mal wieder verschwand, und im Dunkel menschliche Silhouetten erkennen ließ.

Im Raum und im Korridor herrschte Stille: Jeder dachte an die eigenen Angelegenheiten. Dann und wann wurde das drückende Schweigen von einer flehenden Stimme oder einem gedämpften Stöhnen unterbrochen.

Man brachte noch eine Gruppe Verhafteter, dann noch eine und noch eine. Am Morgen war der Raum gesteckt voll. Keine Luft zum Atmen, Fenster öffnen war streng verboten. Ich versuchte, mich zur Tür durchzukämpfen, um wenigstens durch den Spalt einen Schluck frische Luft zu bekommen, aber ich schaffte es nicht. Einer zupfte an mir:

„Tanz‘ mir nicht auf den Füßen rum!“

Als die Dunkelheit zu weichen begann, bemerkte ich Mychajlo.

„Mychajlo, mein Freund!“

„Du auch da?“, stürzte sich Kiseljov auf mich.

Um sechs Uhr morgens wurden sämtliche Verhaftete streng bewacht zum Güterbahnhof getrieben, wo man uns unter regem Einsatz der Gewehrkolben in Güterwaggons bugsierte. Die eisernen Türriegel rasteten krachend zu, aufgeregt piff die Lokomotive und eilte fort – fort nach Unbekannt.

Den fünften Tag zählen die Räder die Zeit, fünf Tage klebt in den Zähnen der Geschmack von ätzendem Kohlenstaub. In einer dunklen Ecke bittet ein alter Mann, der bei der Verhaftung verletzt wurde, um Wasser.

Kiseljov und ich liegen auf dem Boden, der zuckt, als wäre er ein lebendiges Wesen.

Niemand wusste, dass wir schon einen guten Teil Polens hinter uns hatten und auf die größte Stadt Schlesiens, Breslau, zusteueren.

Endlich blieb der Zug stehen. Die Türen gingen auf. Vom Bahnsteig her kam bedrohliches Geschrei:

„Raus! Los! Antreten! Schnell, verflucht!“

Noch war mir nicht klar, was eigentlich los war, als schon ein hoch aufgeschossener, hagerer Deutscher in den Waggon sprang, in der Hand eine Peitsche.

„Los! Raus! Los! Raus!“, brüllte er, während er die Peitsche wahllos niedersausen ließ.

„Was soll die Herumbellerei?“, spuckte Kiseljov aus.

Auf dem Bahnsteig bemerkte ich, dass es bei den anderen Waggons nicht anders war. Die durch Peitschen und Knüppel ‚aufgemunterten‘, erschöpften und hungrigen Menschen sprangen aus den Waggons und reihten sich rasch hinter ihren Vorderleuten ein.

Angesichts dieser unkomplizierten, aber ‚sensiblen‘ Methode erfassten wir im Handumdrehen die Bedeutung des Wortes *„raus“*, und wir stellten uns, drei und drei, in Reih und Glied auf. Von den hinteren Waggons her waren noch das Sausen der Peitschen und die Schreie der Opfer zu hören, während wir uns schon in Marsch setzten. Nachzügler schlossen auf und reihten sich neben uns ein, wofür sie umgehend mit der Riemenpeitsche eins über den Schädel bekamen, sodass sie zurückliefen und dadurch im Vorbeigehen auch noch die Bedeutung des neuen Worts *„hinten“* erfassten.

Kiseljov, der schon mehrere Schläge auf den Kopf bekommen hatte, versuchte zu ‚scherzen‘:

„Los‘, das bedeutet sowas wie ‚flüchte‘, ‚hau ab‘ ...“

Ein wilder ‚Dingo‘ ließ ihn seine Vermutungen nicht weiter ausführen und ließ noch einmal seinen Knüppel auf ihn sausen:

„Halt den Mund!“

Aber Kiseljov ließ nicht locker. Er legte die Hand auf die Wunde und sagte wütend: *„Da hast du gleichzeitig die Theorie und die Praxis der ‚höchststehenden‘ Rasse!“*

In wenigen Minuten liefen wir fast drei Kilometer und erweiterten dabei unseren Wortschatz noch um Dutzende Vokabel, die man in menschlicher Gesellschaft niemals verwenden, niemals aber auch vergessen wird können.

Man trieb uns in eine schmale Straße, die Magazinstraße. Die Reihen gerieten durcheinander, weil jeder möglichst weit hinten sein wollte, so weit, dass die Peitsche des Soldaten ihn nicht erreichen konnte.

Es erschien der Kommandant Reinhard Schwarz. Verächtlich auf die Menge blickend, rief er den Dolmetscher zu sich, um ihm etwas zu sagen:

„Wer versteht Deutsch?“, wandte sich der Dolmetscher an uns.

Jemand zeigte auf mich.

„Zu mir, schnell!“

Ich trat heraus. Schwarz ordnete an, dass ich beim Desinfektionskommando arbeiten sollte. Dann plötzlich, ohne erkenntlichen Grund, erhob er seinen drohenden Finger vor meiner Nase:

„Vergiss aber nicht, dass du in Deutschland bist, und nicht in Russland!“

Ich nickte, was bedeuten sollte, dass ich den Unterschied zwischen Deutschland und Russland kannte, und erdreistete mich zu fragen, was meine Pflichten wären.

Statt zu antworten, schrie Schwarz:

„Rudi!!!“

Eilfertig kam der uns schon bekannte ‚Dingo‘ angerannt, der uns so schnell „absitzen“ lassen und uns auch gleich die ersten Deutschlektionen erteilt hatte. Mit Rudi kam auch der Oberdolmetscher. Er sagte zu mir:

„Kommandand machen für dir groß Ehre. Du müssen gud arbaiden!“

Mir war das zu viel und ich sagte:

„Um Gottes willen, verstümmele nicht die wunderbare russische Sprache! Rede besser nur Deutsch!“

Wider Erwarten war der Angesprochene nicht beleidigt und erklärte genau, wie ich zu arbeiten hatte.

Schon eine halbe Stunde später schichtete ich Kleidung in die große Vakuumkammer. Hinter mir ließ mich irgendein verdächtiges Subjekt nicht aus den Augen. Später erfuhr ich, dass dies Lesovyč war, der sich durch seinen ‚Fleiß‘ das Vertrauen von Schwarz und Rudi Völker (dem Gehilfen von Schwarz) einerseits, aber auch den Hass und die Verachtung seiner Landsleute andererseits erarbeitet hatte.

Eine Bestie von Natur, was sich in seiner unglaublichen physischen Stärke

manifestierte, hatte Lesovyč in Breslau ein weites Feld gefunden, um seine bestialischen Instinkte auszuleben. Unbarmherzig verprügelte er die Menschen aus der Sowjetunion, vorzugsweise Militärs, Künstler und Lehrer. Er verbreitete Angst und Schrecken unter den sowjetischen Bürgern, die er willkürlich attackierte und zu Krüppeln schlug. Wo er allein nicht zurechtkam, oder auf organisierten Widerstand stieß, holte er jedes Mal Rudi zu Hilfe, mit dem er dann gemeinsam, ohne jegliche Skrupel, seine düsteren Absichten umsetzte.

Wann immer ich die Vakuumkammer mit Kleidung füllte, durchstöberte Lesovyč sorgsam die Taschen, tastete Krägen, Säume, Gürtel und Falten ab. Er steckte alles ein, was ihm in die Hände fiel: Geld, Klappmesser, Rasierer, Kämme, Taschentücher, sogar Seifenreste ... Jeder, der sich aufregte und Rückgabe verlangte, handelte sich damit zumindest einen Schlag ein, nach dem er sich tagelang vor Schmerzen krümmte.

Auch meine Bekanntschaft mit dem Schlächter begann mit einer Auseinandersetzung. Lesovyč war bei meiner ‚ehrenvollen‘ Ernennung zum Desinfektor nicht dabei gewesen, weshalb er mich, als er mich beim Vakuumapparat erblickte, gleich anfauchte:

„Was hast du da verloren?“

Im gleichen Ton gab ich zurück:

„Und was geht das dich an?“

Eine solche Unverschämtheit hatte Lesovyč nicht erwartet. Er lief in den Hof und holte von dort Eimer, Schaufel und Besen, und während er mir sein ‚persönliches‘ Inventar überreichte, befahl er:

„Abort putzen, sofort!“

„Wenn man mir sagt, dass du mein Chef bist, dann werde ich deine Anordnungen ausführen, vorläufig aber – tschüss!“

Lesovyč warf Eimer und Schaufel hin, den Besen riss er hoch in der Absicht, mir eine Lektion zu erteilen, aber ich sprang rechtzeitig zur Seite. Da lief er rot an, sein Gesicht verzerrte sich, die Zähne knirschten, und er schnappte sich die Schaufel. Mit einem heftigen Fußtritt schlug ich sie ihm aus der Hand. Lesovyč rannte zu Rudi.

Der ließ nicht lange auf sich warten und fragte schon von weitem:

„Was ist los?“

„Der Kommandant hat mir befohlen, hier zu arbeiten, der da aber will den Befehl des Kommandanten ändern!“

Rudi ging schweigend weg. Lesovyč aber, den es in den Fäusten juckte, lief

zur Gruppe, die ihre Kleidung nach der Desinfektion in Empfang nahm, und stürzte sich auf eine ältere Frau, die Sonnenblumenkerne kaute.

„Weißt du nicht, du Aas, wo du dich befindest?“ Seine schwere Faust fiel auf den Kopf der Unglücklichen. Einem Mann, der sich für die Unschuldige einsetzte, brach Lesovyč die Nase und meinem Freund Kiseljov, der fragte, wieviel er von den Deutschen für seinen ‚Fleiß‘ bekam, zerkratzte er das Gesicht und zerriss das Hemd.

Ich eilte dem Freund zu Hilfe. Ohne an die Folgen zu denken, trat ich Lesovyč mit voller Wucht in den Hintern. Vor Schmerz ging er in die Knie. Einen Augenblick später fuhr er wütend hoch und rannte wie ein Irrer zu Schwarz.

Fünf Minuten später stand Schwarz vor uns. Lesovyč triumphierte. Schwarz aber hörte sich den Rapport des Dolmetschers ruhig an und lachte dann genüsslich auf. Schlägereien unter den Russen konnten den Faschisten nur recht sein. Schreckliche Angst hatten sie vor etwas Anderem – ihrer Geschlossenheit.

Nachdem sich seine Heiterkeit gelegt hatte, fragte mich der Kommandant, warum ich es für notwendig hielt, den einen Russen zu verteidigen, den anderen aber zu attackieren?

Ich versuchte klarzumachen, dass Kiseljov mein Freund war, der dem Lesovyč nichts Böses getan habe, dieser aber habe ihm das Hemd zerrissen ...

Für Schwarz war jegliche Analyse von Streit und Rauferei natürlich völlig belanglos. Während er sich wieder seinem Büro zuwandte und uns der ‚Obhut‘ von Lesovyč überließ, sagte er:

„Ich erlaube euch, mit Lesovyč in einem Raum gemeinsam zu wohnen, und hoffe, dass ihr bald Freunde werdet.“

Uns war völlig klar, worauf Schwarz hinauswollte.

Am Abend nach der Arbeit rief der Dolmetscher mich und Kiseljov und zeigte uns die beiden uns zugeteilten Pritschen. Da gab es noch drei Pritschen, die von Bykov, Lesovyč und Šmargun.

„Macht es euch bequem.“

„Wir schlafen nebeneinander“, sagte Kiseljov.

„Nicht erlaubt“, widersprach der Dolmetscher entschieden. „Deine Pritsche ist hier“, sagte er zu Kiseljov, ließ die nächste aus, und wandte sich dann mir zu, „und die hier ist deine. Befehl von Schwarz.“

Zwischen unseren Pritschen lag, wie sich zeigte, jene von Lesovyč.

„Der Nachbar verträgt eine kleine Lektion“, flüsterte mir Kiseljov zu.

Bald kam Bykov, kurz darauf Lesovyč. Mit einer geschickten Bewegung zog er unter der Pritsche eine kleine Kiste hervor, begann, rasch die ‚Trophäen‘ hineinzulegen, die er an diesem Tag seinen Landsleuten gestohlen hatte. Wie sich der Schuft auch bemühte, die Sachen zu verstecken, ich bemerkte ein Bündel Geld, einige Rasierer, Kämme, Socken. Nachdem er ‚sein‘ Hab und Gut aufgeräumt hatte, schloss Lesovyč die Kiste, verstaute sie auf ihrem Platz und begann sich eilig auszuziehen.

Kiseljov und ich waren unendlich müde, aber schlafen konnten wir nicht. Ich sah den zornigen Ausdruck in Kiseljovs Gesicht, seine vor Aufregung blitzenden Augen. Seine Hände zitterten.

Bykov, der unseren Zustand offenbar nur zu gut verstand, oder vielleicht nur die Stimmung entspannen wollte, schlug eine Partie Kartenspiel vor.

Lesovyč sprang hoch und brüllte:

„Licht aus! Ich will schlafen! Sonst ... ihr seid alle sowas von Scheiße!“

Kiseljov packte einen der genagelten Schuhe, die Lesovyč gerade ausgezogen hatte, und drosch damit auf unseren ‚Herrn‘ mit voller Kraft ein, während er sagte:

„Da hast du’s, du Vieh! Du elender Schurke!“

Radau, Schreie. Der Dolmetscher beobachtete mit vor Schrecken weit aufgerissenen Augen, was da im Gang war. Bykov verzog keine Miene. Zum Erstaunen aller versuchte Lesovyč nicht einmal, sich zu verteidigen. Wie sich dann zeigte, setzte er darauf, Schwarz die Verletzungen zu zeigen und den Kommandanten so endgültig auf seine Seite zu ziehen. Aber auch diesmal verrechnete sich Lesovyč. Als Schwarz kam, erklärte der Dolmetscher die ganze Sache. Als er wieder ging, sagte der Kommandant in bester Stimmung:

„Ein echter russischer Zirkus!“

An diesem Abend überlegten wir, warum uns Schwarz zum zweiten Mal am selben Tag ungeschoren davonkommen ließ. Der abgefeimte Gestapofuchs hätte einen Menschen umbringen können, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Warum lachte er heute? Warum hetzte er seinen Gehilfen Rudi nicht auf uns, der innerhalb von Minuten aus einem weißen Rücken ein paar schwarz-rote Klumpen machte. Es gab einen Grund, nur kannten wir ihn noch nicht. Erstens war es nicht Plan der Faschisten, für Frieden unter den Gefangenen zu sorgen, wenn es unter ihnen zu Streit und Raufereien kam. Zweitens wollte sich Schwarz nicht die Stimmung verderben lassen, da das Lager gerade Besuch von einem persönlichen Vertreter des SS-Obergruppenführers Fritz Sauckel hatte. Für diesen suchte er zweihundert besonders gesunde und kräf-

tige Häftlinge aus. Dafür klopfte der hochgestellte Nazi Schwarz – was für eine Ehre! – kumpelhaft auf die Schulter:

„Ein ganzer Kerl, Reinhard! Der Obergruppenführer weiß Ihren Eifer zu schätzen ...“

Reinhard, den, wie alle Faschisten, am meisten Karriere und Orden interessierten, war grenzenlos glücklich.

Vor Tagesanbruch, noch lange vor Tagwache, gingen Kiseljov und ich an die frische Luft, um den vergangenen Tag zu besprechen und zu beraten, wie es weitergehen sollte. Šmargun, dem die letzte Pritsche gehörte, kannten wir noch nicht, er verbrachte die Nacht nicht da. Mit Lesovyč war alles klar: Er war ein Schurke.

Unser Interesse galt Bykov. Seine Ausdauer, seine Art hatten uns gleich gefallen. Aber wer war dieser Mann?

... Den dritten Monat loderte der Krieg. Die an die heimatliche Erde gepressten Soldaten fürchteten keinen Tod. Sie dachten nicht an ihn. Dafür gab es keine Zeit. Im Fadenkreuz – der Feind. Und wenn die Front weiter nach Osten wanderte, so bedeutete jeder Kilometer Rückzug einen Friedhof für den Feind. Leichen von Hitlersoldaten auf den Straßen und an den Ufern der Flüsse, in den Wäldern und in den Schluchten, überall. Hoch war der Preis für den Vormarsch nach Osten.

An einem solchen Tag wurde Oberleutnant Oleksij Bykov in den Stab gerufen.

„Verstehe“, denkt sich Oleksij, als er sich bei der Stadt Pryluky auf den Weg macht, „wieder einmal hinter die feindlichen Linien.“

Man würde ihn nicht zum ersten Mal schicken, um Kontakt mit eingekesselten Einheiten aufzunehmen. Aber diesmal täuschte sich Bykov.

Der Hauptmann verlor nicht viel Worte.

„Oberleutnant, Sie können davon ausgehen, dass Sie an der Front das Ihrige schon geleistet haben. Sie sind verschollen. Alles klar?“

Bykov schwieg. Nur in seinem Blick lagen Fragen. Denn er konnte es nicht glauben. Jeden Moment würde ihm das Herz aus der Brust springen. Erlaubte man ihm tatsächlich, ins feindliche Hinterland zu gehen? Tatsächlich? Nicht für einen oder zwei Tage, sondern für lange? Der Hauptmann nahm Bykov fest in den Blick und fuhr fort:

„Sie ziehen Zivil an, erhalten die notwendigen Papiere“, er kam hinter seinem Schreibtisch hervor, trat zu Oleksij und umarmte ihn. „Du bist dreiund-